



**L**uc Weinbrand ist Mitte dreißig, als das Leben ihm unverhofft den Boden unter den Füßen wegzieht. Bisher war doch immer alles nach Plan verlaufen, nach und nach hatte er alle Eckpfeiler eines ordentlichen bürgerlichen Lebensentwurfs gesetzt. Aber als seine große Liebe ihn verlässt, wird er aus heiterem Himmel in eine existenzielle Krise gestoßen, seine Welt zerbröckelt ihm unter den Händen, und er findet sich plötzlich als alleinstehender Mann in einer fremden Wohnung wieder. Wie konnte das geschehen? Welches unbarmherzige Schicksal hat gerade ihn für seine abgründigen Schulbeispiele ausgesucht? Es trifft ihn zudem wie bittere Ironie, dass er trotz seiner miserablen seelischen Verfassung ständig als Chauffeur einer Hochzeitslimousine mit dem überschäumenden Glück frisch vermählter Paare konfrontiert wird. So durchlebt er eine intensive Zeit zwischen tiefer Verzweiflung und selbst gemachter Hoffnung, zwischen Irrweg und innerem Fortschritt. Sein Glück hat ihn jedoch nur scheinbar verlassen, es arbeitet im Stillen und stellt ihm Frau Rose als Nachbarin in seiner neuen Umgebung zur Seite ...

**B**ernd Rade, Jahrgang 1958, wuchs in Westfalen auf. Während des Studiums wohnte er in mehreren deutschen Großstädten und lebt nun seit zwei Jahrzehnten ganz im Süden Deutschlands. Er ist in zweiter Ehe verheiratet, hat eine Tochter sowie einen Sohn und arbeitet als Ingenieur, dazu in letzter Zeit als Geschäftsführer im eigenen Unternehmen. *Weiszeit* ist sein erster veröffentlichter Roman.

Bernd Rade

# Weiszeit

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm  
unter [www.buchmedia.de](http://www.buchmedia.de)

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Januar 2008

© 2008 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Anna Cray, Hamburg

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-289-5

---

# 1

---

Ich bin nicht da!

Schon zum dritten Mal läutet es jetzt im gerade noch höflichen Abstand von einer halben Minute – was soll das, gibt es neuerdings Anwesenheitspflicht in den eigenen vier Wänden? Wenn es wenigstens eine richtige Klingel wäre, aber es schnarrt wie ein Rasierer aus einem billigen Plastikkasten neben der Eingangstür meiner neuen Wohnung. Die kahlen Wände sind unfreundlich zu mir, es ist fremd wie in einer Ausnüchterungszelle.

Da – schon wieder, ich kann die Klingel nicht ausstehen!

Am besten verhalte ich mich ganz still, womöglich steht dieser Laupner schon im Treppenhaus und drückt sein Ohr an die Tür. Wie kommt dieser Mensch dazu, mit einem solchen Nachdruck den gestern vereinbarten Termin einzufordern? Ich könnte doch zu irgendeinem Notfall gerufen worden sein oder mir beim Frühsport ein Bein gebrochen haben.

Mein Blick irrt an der Decke umher, die Maserung der Holzverkleidung schwimmt vor meinen Augen. Ich stelle auf eines der vielen Astlöcher scharf. Wie komme ich nur in diese verflixte Wohnung? Jetzt sind Fakten geschaffen, ich habe eine neue Adresse und ein neues Leben. Unmöglich – ich kann hier nicht wirklich anwesend sein! Aber der Geruch von Teppichreiniger und die eingerissenen Griffe der braunen Umzugskiste neben mir zerstören diesen Funken Hoffnung sofort wieder.

Es klingelt abermals.

Dieses Mal ist es das aufgesetzt besänftigende Dudeln meines neuen Telefons.

Tut mir leid, kann nicht abheben – ich bin doch nicht da!

Nach dem vierten Dudeln springt mein Anrufbeantworter an.

*Hier ist der Anschluss von Luc Weinbrand. Bitte sprechen Sie eine Nachricht auf Band oder probieren es später noch einmal, höre ich meine Stimme näseln.*

Ein besserer als dieser eher gediegene Text ist mir auf die Schnelle nicht eingefallen. Schnodderig durfte der Text nicht sein und für irgendeinen Schabernack fehlt mir zurzeit der Sinn und die Eingebung.

»Hallo Herr Weinbrand, hier ist Laupner. Wir hatten uns heute für elf Uhr verabredet, aber Sie sind wohl nicht da. Wenn das Ihre Vorstellung von Pünktlichkeit ist, werden wir das Standesamt wohl eher zu Fuß als mit Ihrer Nobelkarosse erreichen. Ich werde in einer halben Stunde noch mal vorbeikommen und hoffe, Sie dann anzutreffen.«

Noch eine halbe Stunde Schonfrist.

Eigentlich bin ich froh über diese Aufstehhilfe, jetzt muss ich den Tag in Angriff nehmen. Ich ziehe mich mechanisch an, aber unsichtbare Gewichte drücken mich gleich wieder auf einen der Kartons, die überall im Wege stehen. Was soll ich hier? Die billigen Fußleisten aus braunem Kunststoff haben überall weiße Schatten von schlampig weggewischter Wandfarbe – wie konnte ich mein Schloss nur gegen eine solche Behausung tauschen?

Ehe ich wieder so richtig in die Grübeleien gerate, schnarrt es schon wieder an der Tür. Ich schnappe diverse Schlüssel, spreche irgendwas in die Gegensprechanlage und laufe das Treppenhaus hinunter. Draußen vor der Tür wischt sich gerade ein Mann umständlich seine schwarzen Lackschuhe an den spärlichen Grasbüscheln des armseligen Vorgärtchens ab. Das wird er sein: Typ Versicherungsvertreter, gut dreißig Jahre alt mit Markenklamotten und einem dunklen Oberlippenbart, dessen exakte Maße vermutlich irgendeiner DIN-Norm entsprechen. Unsere Augen treffen sich, eine Hand fährt mir entgegen und versucht meine mit männlichem Griff zu zerquetschen. Ich halte tapfer dagegen und entkomme dem Schraubstock ohne Blessuren. Nach den üblichen Begrüßungsformeln bringe ich noch schnell eine plausible Erklärung für meine Unpünktlichkeit an, dann kommen wir zur Sache.

»Wo haben Sie denn die Kiste?«, will er wissen.

Die Kiste? Ich hätte doch im Bett bleiben sollen.

»Kommen Sie bitte mit«, bedeute ich ihm, mir zu folgen, und bin schon auf dem Weg durch das Kellerlabyrinth.

Wir geistern durch spärlich beleuchtete Gänge, aus den Verschlängen riecht es muffig; zum Glück stoßen wir bald auf eine massive Metalltür, die ein guter Wegweiser zur Tiefgarage ist.

»Warten Sie hier einen Moment«, bitte ich ihn am Eingang.

»Wenn es nicht wieder eine halbe Stunde dauert!«

Ich gehe in meine Garagenbox, setze mich in mein Auto und starte. Der Sechszylindermotor blubbert sofort los. Ich fahre unter eine Leuchtröhre in der Mitte der Tiefgarage, stelle den Motor ab und steige mit geschäftigem Schwung aus.

»Tolle Kiste!«

Herr Laupner strahlt mich an.

»Ja«, sage ich nicht ohne Stolz, »das finde ich auch.«

Ich finde das wirklich. Einen solchen Wagen hatte ich immer gewollt. Ein schneeweißes Mercedes Cabriolet 280 SE, Baumuster 111, der Traum der Sechzigerjahre. Der Nachbar meiner Eltern hatte sich schon damals einen solchen Wagen leisten können. Das war außergewöhnlich, denn dieses große fünfsitzige Cabrio kostete zu der Zeit ähnlich viel wie ein Ein-

familienhaus. Dieser Nachbar war Arzt und offenbar reich. Von meinem Kinderzimmerfenster konnte ich immer beobachten, wie der Wagen bei schönem Wetter in der Hofeinfahrt stand. Herr Dr. Stasing wusch sein Auto höchstpersönlich am Wochenende, seine Söhne durften höchstens einmal nachledern, wenn Herr Doktor es eilig hatte. Oftmals fuhr die ganze Familie dann aus, und ich beneidete die beiden Nachbarjungen um ihren luftigen Platz im Fond. Wie gerne wäre ich einmal mitgefahren! Manchmal kam es vor, dass der Doktor offenbar zu einem Notfall gerufen wurde. Dann schoss er aus der Hofeinfahrt hinaus, und ich staunte, wie stark dieser schwere Wagen auf der Straße beschleunigen konnte.

*Auto* soll auch eines meiner ersten Worte gewesen sein, und der Begriff machte sich an diesem weißen Mercedes fest. Irgendwann Ende der Siebzigerjahre wurde der Wagen verkauft – wer etwas auf sich hielt, fuhr doch kein Auto, das älter als zehn Jahre war. Was danach kam, gefiel mir nicht, meine Vorstellungen von *Auto* waren bereits fest in die Synapsen geätzt worden. Ein richtiges Auto musste eine riesige Motorhaube und längliche, stehende Scheinwerfer haben, schmale rote Rücklichter und chromblitzende Stoßstangen. Natürlich blieb so ein Traum noch lange für mich unerreichbar. Ein Fahrzeug wie dieses entwickelt sich nahtlos zum Klassiker, gute Exemplare waren zu keiner Zeit günstig zu haben. Unerreichbar für mich daher nicht nur als Student, sondern auch in meiner ersten Anstellung als Ingenieur, aber der Wunsch war hartnäckig.

Vor einigen Jahren fügten sich dann einige finanzielle Dinge glücklich. Zusammen mit einem Sparguthaben, das meine Eltern für mich angelegt hatten und das für notwendige größere Anschaffungen gedacht war, konnte ich das Projekt endlich ernsthaft in Angriff nehmen. Meine Eltern hatten dabei natürlich eher an Hausrat, eine Einbauküche oder eine Wohnzimmergarnitur gedacht. Ich fand, das war jetzt eine notwendige größere Anschaffung. Die Bedenken meiner Freundin Charlotte, so viel Geld in ein Auto zu stecken, wurden einfach ignoriert.

»Mehr als fahren kannst du doch auch nicht damit«, war ihr Standardargument.

Zuerst habe ich noch versucht, sie über ihren Sinn für Ästhetik zu erreichen, aber dieser Sinn war mehr auf Filmkunst und Malerei geeicht, nicht auf schöne Karosserien. Zu guter Letzt schob ich ihre Einwände beiseite – es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die Frauen eben nicht begreifen.

Nach einigem Suchen kam endlich der große Tag. Ich stand irgendwo im Schwäbischen vor einer Garage, der Verkäufer öffnete die beiden hölzernen Flügeltore, und da stand es, mein Auto: weiß mit blauen Ledersitzen und dunkelblauem Verdeck. Das dunkel gebeizte Nussbaumholz des

Armaturenbretts glänzte edel, es gab keine Kratzer im Lack oder Ölflecke am Boden, die kleine viereckige Uhr zeigte auch nach vier Jahrzehnten noch die richtige Zeit an, und die fünfstellige Kilometeranzeige im runden Tacho war während des gesamten Autolebens niemals wieder über Null gelaufen. Innerlich habe ich mich gleich ergeben, und als der Verkäufer noch ein paar Mark für eine winzige Beule nachließ, war der Handel unterschrittsreif. Mit dem Kaufvertrag in der Tasche fuhr ich völlig euphorisch nach Hause und lag Charlotte tagelang mit Details über Ledersitze und Laufkultur in den Ohren, bis sie mir vorsichtig zu verstehen gab, dass es jetzt trotz eines vitalen Grundinteresses an meinen Angelegenheiten genug sei.

Das nächste Wochenende war sonnig, was aber Anfang März im Hinblick auf die Temperatur nicht viel zu sagen hatte. Trotzdem musste als Erstes das Dach aufgemacht werden, als ich das Cabrio abholte. Die Heizung voll an und den Schal gut gewickelt, sehe ich mich noch über die Autobahn rauschen – für heute ein König.

Nach einigen zufälligen Aufträgen ist mir dann die Idee gekommen, den Engagements als Hochzeitschauffeur gezielt auf die Sprünge zu helfen und es damit meiner Edelkarosse zu ermöglichen, selbst etwas zu ihrem nicht gerade billigen Unterhalt beizutragen.

Laupners strahlendes Gesicht gibt erste Anhaltspunkte für den heutigen Geschäftsverlauf. Er geht ums Auto herum, nickt immer wieder anerkennend mit dem Kopf, setzt sich ans Steuer und stellt sich den Rückspiegel ein. Was will er da, er müsste doch hinten probesitzen. Aber richtige Männer gehören ja immer ans Steuer. Er zieht spielerisch an der Stockhandbremse, schaltet am Ganghebel und dreht ein wenig am Lenkrad, dann nickt er wieder und setzt eine gewichtige Miene auf.

»Toll«, höre ich ein weiteres Mal, auch wenn seine Begeisterung offenbar nicht nur der zeitlosen Eleganz gilt.

»Wissen Sie, meine zukünftige Frau wollte eigentlich gar kein Brautauto«, gibt er bekannt, »sie wollte mit dem Fahrrad oder der Straßenbahn zum Standesamt, aber das konnte ich mir nicht vorstellen. Wir haben uns dann auf einen Oldtimer einigen können. Passt doch wunderbar zu einer Hochzeit, und dieser hier wird ihr bestimmt gefallen.«

Ach, denke ich, ein Autofreak und eine Romantikerin, ob das wohl gut gehen kann. Und weil sie sich selbst nicht sicher sind, wollen sie gleich ein Symbol der Unvergänglichkeit an den Anfang ihrer Ehe setzen. Schaut her, wollen sie sagen, unsere Ehe hält mindestens so lange wie dieser Wagen. – Ha, die sollen erst mal knapp vierzig Jahre miteinander zurechtkommen.

Wir treffen die genauen Absprachen. Die Hochzeit soll in zwei Wochen sein, ich soll das Paar bei den Brauteltern abholen, dann zum Standesamt, anschließend zur Kirche und danach ins Restaurant – also wieder das Übliche. Er bedankt sich noch mal herzlich dafür, dass er seiner Braut eine solche Freude bereiten kann.

»Ich kann es kaum erwarten, meine zukünftige Frau in dieser Edeltasche zu sehen, das wird hinreißend aussehen. Schade, dass sie heute nicht mitgekommen ist.«

Warum schade? Damit ich bestätigen könnte, dass sie als Frau genau so schön ist wie das Cabrio als Auto? Seine Verliebtheit geht mir auf die Nerven, ich kann so viel Glück jetzt nicht vertragen!

Bestimmt ist sie hässlich wie die Nacht, denke ich feindselig. Er macht noch ein paar Fotos, dann verabschiede ich mich, weise ihm den Weg durch das Garagentor und fahre das Auto wieder in seine Box.

Im Treppenhaus kommt mir kurz vor meiner Wohnungstür im obersten Stock eine alte Frau mit Strickmütze eilig entgegen. Sie trägt einen dunklen Faltenrock und eine verschlissene Einkaufstasche in der Hand. Die kleine silberne Hightech-Taschenlampe als Anhänger am abgelederten Schlüsseletui in der anderen Hand wirkt auf mich wie eine Scannerkasse im Krämerladen. Sie muss mir gegenüber wohnen, denn hier oben gibt es nur zwei Türen. Ich grüße kurz und will an ihr vorbei.

»Sie sind bestimmt der neue Mieter?«, höre ich sie fragen.

»Ja«, nicke ich, »ich heiße Luc Weinbrand.«

»Mein Name ist Rose, aber das haben Sie vielleicht am Türschild schon gesehen.«

Sie lächelt mich an, ihre Zähne sind nicht mehr weiß, aber gerade und gleichmäßig.

»Dann werden wir uns wohl öfter begegnen. Herzlich willkommen.«

Ich bedanke mich, murmele was von guter Nachbarschaft und verschwinde hinter meiner Tür. Zum Kuckuck, warum kann nicht eine Frau in meinem Alter gegenüber wohnen, da wäre ich schnell ein guter Nachbar. Am liebsten wären mir jetzt Verhältnisse wie im Studentenwohnheim, eine lebendige Hausgemeinschaft mit offenen Türen und dampfenden Kaffeebechern – aber so?

Ich werfe mich auf mein Bett und starre wieder an die Holzdecke.

»Wach endlich auf – Lazarus!«

Die Wirklichkeit geht nicht in meinen Kopf hinein wie ein Postpaket nicht in den Briefschlitz – ich kann es einfach nicht fassen, dass Karo nicht mehr da ist.

---

## 2

---

Die Tage haben ihre Bedeutung verloren, Zeit setzt sich nur noch aus einzelnen Atemzügen zusammen. Um mich herum ist Einöde, in der ich ohnmächtig auf Rettung hoffe. Beim Blick in den inneren Spiegel erscheine ich beharrlich als Teil, komme mir vor wie ein einzelner Schuh, dessen Selbstbild immer nur das Paar ist; aber auf meinem Klingelschild steht nur noch ein Name. Es kann einfach nicht sein – *ich* kann das nicht sein! Es ist wie Taumeln, wie Abrutschen an einem steilen Hang an der Grenze zur Bewusstlosigkeit, ab und zu wird der Sturz abgebremst, es gelingt mir, mich für kurze Zeit irgendwo festzuklammern, aber dann bricht der Halt weg und ich rutsche tiefer und tiefer. Ich vermisse sie unbeschreiblich, ein Leben ohne Karo kommt in meiner Betriebsanleitung nicht vor.

Ist es doch *unser* Leben, ich muss sie doch erreichen können!

Ich schiele zum Telefon. Nur eine Nummer wählen, dann könnte ich ihre Stimme hören. Vielleicht wartet sie ja sogar darauf? Was könnte ich als Grund vorschreiben, um sie anzurufen? Der Wunsch wird zum unwiderstehlichen Zwang. Warum nicht einfach anrufen, wie ich sie schon tausend Mal angerufen habe? Die fremde Telefonnummer ist wie ein Verrat. Mir bricht der Schweiß aus, und das Blut pocht in meinem Ohr, als ich ihr Telefon läuten höre.

»Charlotte Herbst.«

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals herunter und melde mich mit möglichst abgeklärter Stimme.

»Was is?«

Ihre Stimme klingt fremd und abweisend, eine Stimme, die so warm sein kann.

»Ich habe beim Auspacken zufällig deinen grünen Schal gefunden, und da wollte ich dich fragen, ob ...?«

»Ich hab jetzt keine Zeit«, unterbricht sie mich, »ich rufe dich nachher vielleicht zurück.«

Weg ist sie. Ich spüre, dass auch ihr Gefühl für mich weg ist, fühle das Vakuum, in dem sie mich zurückgelassen hat. Die Verzweiflung darüber ergreift von mir Besitz. Ich falle wieder auf meine Bettdecke und versuche, einen klaren Gedanken zu fassen. Es gelingt nicht.

Das Sonnenlicht am Fensterrahmen wird langsam gelber, Ende Sep-

tember wird es um sechs schon wieder kühl. Mein Blick streift zum hundertsten Mal durch das kleine Zimmer: weiße kahle Wände, ein nacktes Fenster, nur mein alter Holzschrank ist ein treuer Gefolgsmann und spendet mir durch seine Anwesenheit ein wenig Trost. In meinem bisherigen Leben hatte ich immer nur ein *mein Zimmer*, in den letzten Jahren dazu auch noch ein *dein Zimmer*, jetzt muss ich den zwei Zimmern meiner neuen Wohnung einen Namen geben. Dieses hier wird wohl *Schlafzimmer* heißen, obwohl ich noch nicht mal ein richtiges Bett habe, nur eine Matratze auf dem Boden. Ich habe den ganzen Nachmittag darauf gelegen und es nicht geschafft, von meinem Grübelkarussell abzuspringen. Immer wieder kreisen die Gedanken vom *Warum* über das *Das-kann-doch-nicht-sein*, über das *Es-muss-noch-einen-Weg-geben* zum *Verdammt-noch-Mal*, um wieder bei dem *Warum-nur?* zu landen.

Warum muss mir das passieren? Mein Leben ist doch bisher immer so gelaufen, wie ich es wollte: Schule, Studium, Freundin, Job und dann heiraten. Warum ruft sie nicht an? Ich habe Angst vor ihrer gefühlskalten Stimme, trotzdem warte ich sehnsüchtig auf ihren Anruf.

Vielleicht ist das Telefon kaputt? Das Freizeichen meldet sich sofort in seiner stoischen Monotonie, als ich hoffnungsvoll in die Leitung horche.

Denkt sie vielleicht gerade an mich?

Ein bisschen Hunger hat sich breit gemacht. Ich gehe nach nebenan, um die altbackene braunbeige Einbauküche nach etwas Essbarem zu untersuchen. Die Kekse sind weg, im Kühlschrank gammelt noch eine reichlich braune Banane vor sich hin, auf die Schnelle finde ich nichts Besseres. Ich muss wohl noch einkaufen gehen.

Da fällt mir wieder ein, dass heute Samstag ist, Wochenende. Beklommenheit macht sich breit, Wochenenden sind mir ein Gräuel, seitdem ich weiß, wie einsam sie sein können. Überall sehe ich die Paare, wie sie zusammen durch die Stadt bummeln, im Wald spazieren gehen oder an der Kinokasse anstehen. Die haben es leicht, selbst wenn einer von beiden mal getrennt etwas vorhat, der andere bleibt gerne einmal für den Abend mit einer bürigen Gelassenheit zurück. Aber ich bin raus aus dieser Welt der Paare. Den Samstag schon wieder wie ein Aussätziger zu verbringen, macht mir Angst.

Ich muss eine Verabredung haben!

Ich schreite im Geiste die Galerie meiner Bekannten ab, von den Arbeitskollegen über die Leute im Tennisverein zu denjenigen, die ich sonst noch so kenne. Wen könnte ich anrufen? Es ist nicht leicht, ich möchte keinen Korb riskieren, und schon gar nicht mag ich durchblicken lassen, wie wichtig mir ein Treffen ist.

Die Entscheidung fällt auf einen Kollegen aus dem Büro, von dem ich

weiß, dass er allein lebt. Seine Telefonnummer muss ich nachschlagen, aber das Telefonbuch ist mir kein guter Ratgeber, denn der Name kommt mehrfach vor. So muss ich anhand von Straßennamen und marginaler Information über seine Wohnung eine Wahrscheinlichkeitsberechnung vornehmen. Ich entscheide mich für eine Nummer und wähle.

»Ja bitte?«

So was liebe ich! War er das jetzt?

»Hier ist Luc Weinbrand, mit wem spreche ich?«

Der Anfang war schon mal unglücklich.

»Ah, hallo Luc – das ist ja eine Überraschung«, höre ich zu meiner Erleichterung, »was gibt's?«

Ich falle mit der Tür ins Haus und biete mit betont gelassener Stimme Kino oder Essengehen an.

»Sonst gerne, aber ich habe mich schon mit ein paar Kumpels zum Doppelkopf verabredet. Du kannst natürlich gerne mitkommen, vielleicht können wir mal durchwechseln.«

Ich bin auf eine Rolle als Kropf beim Doppelkopf mit drei unbekanntem Männern nicht besonders scharf, möchte mir aber die Option offen halten und verabschiede mich unverbindlich.

Was tun? Ich suche müde in dem Durcheinander nach meinem Rucksack und gehe einkaufen. Obwohl es Läden in der Nähe gibt, radele ich den weiten Weg zu unserem alten Supermarkt. Eine Verkäuferin schaut mich an, als ich durchs Drehkreuz komme, und ich sehe, dass sie mich erkennt. Sie kennt nicht meinen Namen, aber sie weiß, dass ich hier immer einkaufe, mal alleine, mal mit Karo. Sie weiß nicht, was passiert ist – woher auch? Ich genieße das, hier im Supermarkt ist die Zeit ein wenig stehen geblieben. Ich schiebe mit dem Wagen an den Regalen entlang und arbeite den imaginären Einkaufszettel von Karo ab: Margarine in der runden Dose, Oliven in der eckigen, Milch in der braunen Flasche, Bergkäse, kleine Tomaten, Baguette für zwei Schlemmer und eine Steinofenpizza. Der Kassiererin kommt mein Einkauf sicher auch wie immer vor. Auch sie kennt mein Gesicht, der Herr mit dem rotblauen Rucksack ist offenbar wieder von seiner hübschen Frau zum Einholen geschickt worden.

»Wenn deine Haare und deine Rasur etwas glatter wären, dann würdest du ein bisschen wie Hugh Grant aussehen«, hat Karo einmal gesagt. Wie schön, dann stehen ja die Frauen bei mir Schlange und Karo könnte doch, bitte sehr, froh sein, dass sie unangefochten die Pole Position hat. Aber ich bin kein Hugh Grant, ich habe keinen treuen Hundeblick, bin weder schüchtern noch verträumt, habe nachts um halb drei kein grenzenloses Verständnis für jedes irrationale Problem und rede eher zu viel als zu wenig.

Als ich wieder in meine Wohnung komme, bemerke ich sofort den blinkenden Anrufbeantworter. Karo! Mein Finger saust auf den Abhörknopf.

»Hier ist Harald, wie geht's dir, mein Alter? Leider bist du nicht da. Ich versuch's gegen zehn noch mal – knacks.«

Verdammt, ich war mir so sicher, hatte ihr *Hallo, Luc!* schon im Ohr!

Aber schade ist es auch, dass ich meinen Bruder verpasst habe. Noch über zwei Stunden, bis er wieder anruft. Ich heize schon mal den Backofen vor und mache ein Bier auf. Zehn Minuten Vorheizen, zwanzig Minuten backen, zehn Minuten Pizzaessen, dann ist es erst ungefähr halb neun, dann muss ich noch anderthalb Stunden warten, bis er wieder anruft. Mein Bruder weiß, wie es mir geht. Bei ihm muss ich nicht Haltung bewahren.

Das Licht der kahlen Glühbirne malt unförmige Leuchtstreifen auf den Hals der Flasche und einen grünlichen Schatten auf den Tisch. Es ist ein großer Tisch, notfalls könnten vier Leute daran essen, für zwei wäre er ideal, aber die letzten Krümel der Pizza verteilen sich nur auf einen kleinen Teil der Fläche.

Abends hat Karo manchmal noch spontan etwas Leckereres zubereitet, ein Pastagericht oder einen Toast. Kurz bevor sie fertig war, hat sie mir meist eine Flasche in die Hand gedrückt. »Mach schon mal auf«, hat sie gesagt, und ich habe dann geschäftig mit dem Korkenzieher hantiert. Danach haben wir zusammen am Tisch gegessen, haben genüsslich gegessen und dabei den vergangenen Tag vorbeistreichen lassen. Zum Schluss habe ich schon fast darauf gewartet, dass sie ihren Teller mit einem Stück Brot auswischt, einen Schluck Wein nimmt und sich in ihrem Stuhl entspannt zurücklehnt; immer mit der gleichen vertrauten Bewegung, deren Beobachtung mir wie mein persönliches Eigentum vorkommt. Meist hatte sie anschließend keine Lust mehr, mit mir die Spätnachrichten anzuschauen, hat noch schnell die Teller gespült, etwas aufgeräumt und lag schon im Bett, als ich später in ihr Zimmer kam. An ihrer Lesehaltung konnte ich immer gleich erkennen, wenn sie nicht gestört werden wollte. Dann lag sie aufgestützt mit dem Rücken zu mir und schmökerte konzentriert Seite um Seite. In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens am Kopernikusplatz ließ sie sich noch gerne stören, später drehte sie mir immer öfter den Rücken zu, und ich fragte mich dann, ob diese Haltung etwa Körpersprache sei und was ich falsch gemacht haben könnte.

Wie oft waren ihre wuscheligen braunen Locken mein erstes Bild, wenn ich morgens die Augen aufschlug. Manchmal aber war sie am Wochenende schon vor mir wach, hatte Brötchen aufgebacken und stand unerwartet im dämmerigen Licht der Vorhänge mit dem Frühstückstablett vor mir. Wie im Werbefernsehen, habe ich dann gedacht.

Mein Blick verschwimmt auf der hellen Tischplatte, sie ist zur Leinwand für Kurzfilme aus unserer Zeit geworden: Karo mit Zeitungshut und löchrigem T-Shirt voller Farbspritzer auf der Trittleiter; Karos nackter Rücken vor mir und meine Hände, die Creme verteilen und einreiben; Karo am Spülbecken, und ich mit der riesigen Salatschüssel daneben, die mit dem nassen Geschirrtuch kaum noch trocken zu reiben ist; Karo mit einem Schuh am Fuß auf der Suche nach dem andern ...

Das Telefon dudelt mitten in eine Szene hinein – Filmriss. Das Licht in meinem Kopf geht an, und mir wird wieder klar, dass alle anderen Sitze im Kino hochgeklappt waren.

Harald ist dran, ich freue mich, seine vertraute Stimme zu hören. Nach ein paar Auftaktinformationen zu meinem neuen Zuhause kommen wir zum Kern.

»Und sonst, wie kommst du klar?«

Ich ergreife dieses Angebot, zuzuhören, wie ein Vorverurteilter, der die letzte Chance auf ein Plädoyer in eigener Sache erhält. Ja, es geht mir ziemlich mies, ich esse unregelmäßig und schlafe schlecht. Ich kann mich nicht konzentrieren, ich begreife einfach nicht, warum Karo sich in diesen Typen verliebt und alles in den Wind geschlagen hat, was wir hatten. Alles schien doch so klar zu sein, es gab große Pläne: weite Reisen, Eigentum, sogar Familie. Wie kann sich eine dreißigjährige Frau da an einen Bücherwurm mit einer windigen Geschäftsidee hängen?

»Vielleicht hat ihr bei dir etwas für sie Wichtiges gefehlt?«

Was kann das sein? Mein Bruder ist vier Jahre älter, ich schätze seine Meinung, aber ob er sich auch gut genug bei Ehekrisen auskennt? Ich beschließe, dass das in meinem Fall nicht zutrifft, er ist einfach zu weit weg.

Neu ist auch, dass Karo jetzt eine eigene Wohnung hat.

»Es gab noch nicht einmal Streit bei der Haushaltsauflösung! Sie war sogar ganz lieb zu mir und hat mir unsere tolle Bauhaus-Liege überlassen.«

»Meinst du nicht, dass sie nur ein schlechtes Gewissen hatte?«

Nein, ich will das nicht meinen, meine Strohhalme sind mir zurzeit heilig. Viel wichtiger ist es mir, Harald davon zu überzeugen, dass es mit dem anderen eigentlich gar nicht klappen kann, es gibt so viele Anzeichen dafür.

»Weißt du, sie ruft überhaupt nicht mehr an. Wenn ich ihr gleichgültig wäre, würde sie es doch alleine aus Höflichkeit tun.«

»Welchen Schluss würdest du denn daraus ziehen, wenn sie tatsächlich öfter anrufen würde?«

Das nervt, ich will darüber nicht nachdenken und auch Harald lenkt

ein. Er berichtet von Fällen, in denen frisch Verliebte nach zwei bis drei Monaten den Irrtum bemerken und sich wieder trennen, dass es auch genug Beispiele von Paaren gibt, die sich nach einiger Zeit wiederfinden. Das läuft gut runter. So könnte es auch bei uns sein, Karo und ich passen doch so einmalig gut zusammen.

Nach einer guten Stunde lege ich auf. Mir geht es besser. Ich muss jetzt noch vor die Tür und mich bewegen, muss alle Gedanken einsortieren. Draußen wartet ein lauer Spätsommerabend auf mich. Ich steige auf mein Rad und fahre los. Ein unsichtbarer Magnet zieht mich in Richtung Oststadt. Ich fahre durch die beleuchteten Straßen. Unmengen von kleinen Insekten summen um die Straßenlaternen herum, die voll von den Spinweben des vergangenen Sommers sind. Die Blätter der Bäume haben schon braune Ränder. Ich fahre und fahre und plötzlich bin ich in der Goethestraße. Vor einem Haus aus den Sechzigerjahren bleibe ich stehen und schaue hoch. Alle Fenster im dritten Stock sind dunkel, kein Licht brennt, schon gar kein gedämpftes.

Wir haben noch eine Chance, Karo und ich. Ich muss nur warten!

Im Rinnstein liegen die ersten Blätter, an manchen Stellen sind sogar schon kleine Haufen zusammengeweht. Ich nehme sie mit dem Vorderrad aufs Korn, presche mitten hindurch und stieße sie mit dem rechten Fuß auseinander, sodass sie in Wolken auseinanderrascheln.

Plötzlich sehe ich den Igel, wie er sich mitten auf der Straße klein macht, wahrscheinlich hat ihn mein Radau erschreckt. Ich halte an, überlege, wie ich ihn ohne Handschuhe von der Fahrbahn kriege, denn er hält mir störrisch seinen Stachelpelz entgegen. Ein Altpapiercontainer kommt mir gerade recht. Ich stelle das Rad quer zur Fahrtrichtung über ihn, besorge mir ein Stückchen Karton und versuche, ihn vorsichtig bis zu der Kochmütze zu stupsen, die als Logo mitten auf dem Deckel der klebrigen Pizzaschachtel prangt. Er will nicht, seine Füßchen versuchen, sich im Asphalt festzukrallen, aber er muss.

Als ich ihn unter einem Busch am Straßenrand von der Pappe rutschen lasse, bremst ein dunkler Sportwagen scharf vor meinem Fahrrad und die Scheibe surrt herunter.

»Mann, du hast sie wohl nicht alle!«, raunzt mich ein pomadiger Typ mit Sonnenbrille auf dem Kopf an.

»Entschuldigen Sie, ich habe nur einen Igel vor Ihren Breitreifen gerettet«, sage ich und schiebe das Rad zur Seite.

Er schüttelt nur den Kopf, lässt die Scheibe wieder hochsurren und quietscht davon. Ich schaue wieder zum Busch hin, mein stacheliger Freund ist verschwunden. Ich mag ihn, wir haben etwas gemeinsam: Wir müssen jetzt beide überwintern.

---

# 3

---

**D**er Wecker klingelt pflichtbewusst. Das ist gut gemeint, aber ich bin schon längst wach. Mein Wecker hat momentan eine andere Bestimmung, er ist zum Erinnerer geworden, zu einer Autorität, die mich morgens dazu bringen muss, das Dösen und Denken abubrechen und aufzustehen.

Normalerweise hat mein Wecker am Wochenende frei. Heute trifft das nicht zu. Heute hat Herr Laupner seinen großen Tag, und ich muss meinen weißen Straßenkreuzer auftakeln, um ihn mit seiner Freundin in den Hafen der Ehe zu lotsen.

Ich suche eine gute Jeans und ein dunkles Hemd aus dem Schrank. Das Hemd sieht etwas verknüllt aus – sorry, Herr Laupner, das Bügeleisen hat leider Karo behalten, aber für solche Verhältnisse hätte er heute vermutlich keinen Sinn. Am eigenen Hochzeitstag ist man sich ganz sicher, dass es immer die anderen sind, deren Ehe scheitert. Es muss also auch mit verknittertem Chauffeur gehen.

Früher habe ich mir Gedanken gemacht, ob ich als Hochzeitsfahrer auch im gediegenen Zwirn wie die übrigen Teilnehmer erscheinen müsste, aber die Leute wollen ja mein Auto, ich selbst bin nur notwendiges Übel, Zuschauer beim schönsten Tag im Leben fremder Leute. Warum also so tun, als ob man dazugehörte? Manchmal werde ich beim ersten Telefonat gefragt, ob ich als Chauffeur denn auch in Uniform käme. Da hüstele ich innerlich und mitunter auch hörbar – nein, in Uniform komme ich nicht. Uniformen passen doch gar nicht zu einem Auto, das jetzt gewünscht wird, weil es gerade nicht mehr in die Zeit passt und daher auch nichts mehr mit Status, mit Dünkel und Dienstfertigkeit zu tun hat. Aber diese Gedanken eignen sich nicht für den Beginn einer Geschäftsbeziehung, daher bleibt es bei einer höflichen Absage an Livree und Zylinder.

Bevor es losgeht, putze ich schnell noch die Autoscheiben vor dem Haus.

»Guten Morgen, Herr Weinbrand, sind das Ihre Schlüssel?«

Hinter mir steht meine Nachbarin und hält mir meinen Hausschlüsselbund entgegen.

»Guten Morgen, Frau Rose. Ja, das sind meine, wo haben Sie die denn gefunden?«

»Sie steckten von außen in der Kellertür.«